

HEYNE <

ZUM BUCH

Der Prügelknabe:

Hank Thompson wohnt alleine in New York, arbeitet als Barkeeper in der Lower East Side und wird eines Abends in der Bar übel verprügelt. Warum, weiß er zunächst nicht, doch plötzlich tauchen erneut diese merkwürdigen Schlägertypen auf. Allmählich dämmert es Hank, dass dies etwas mit seinem Nachbarn Russ zu tun haben muss. Russ stand vor ein paar Tagen abends mit einem Haustierkäfig vor seiner Wohnungstür, ob er wohl ein paar Tage auf die Katze aufpassen könne. In dem Käfig befindet sich jedoch nicht bloß eine Katze namens Bud, sondern auch ein Schlüssel, für den höchst obskure Gestalten über Leichen gehen. Und so befindet sich Hank bald auf einer Odyssee durch den New Yorker Großstadtdschungel.

Der Gejagte:

Drei Jahre sind seit seiner Flucht aus New York vergangen, als in der kleinen mexikanischen idyllischen Strandbar, in der Hank das Leben genießt, ein Mann mit auffälligem Akzent auftaucht. Die Russenmafia hat Hank aufgespürt. Was folgt ist erneut eine atemlose Jagd quer durch Amerika, zumal bald nicht nur die Russen hinter Hank her sind, sondern auch korrupte mexikanische Polizisten und andere Gestalten, von denen man es nicht erwartet hätte.

Ein gefährlicher Mann:

Um seine Familie zu schützen, lässt sich Hank Thompson auf einen folgeschweren Deal ein: Er arbeitet in Las Vegas als Killer und Schläger für David Dolokhov, einen Gangsterboss aus New York. Eine Zeitlang gelingt es Hank, für David Menschen zu töten, doch bald verliert er jeglichen Lebensmut. Ein letzter Mordauftrag soll ihm den Ausstieg ermöglichen. In New York schließt sich der Kreis, und es kommt zum großen Showdown.

ZUM AUTOR

Charles Huston ist Roman-, Comic- und Drehbuchautor. Der Autor lebt mit seiner Frau, der Schauspielerin Virginia Louise Smith, in Los Angeles. Besuchen Sie seine Website: www.pulpnoir.com

LIEFERBARE TITEL

Die Joe-Pitt-Serie: Stadt aus Blut – Bluttausch – Das Blut von Brooklyn – Bis zum letzten Tropfen – Ausgesaugt

Einzeltitle: Killing Game – Das Clean Team – Die Plage

CHARLIE HUSTON

DIE
HANK-THOMPSON-
TRILOGIE

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2013

Der Prügelknabe

Die Originalausgabe CAUGHT STEALING
erschien 2004 bei Ballantine Books,
aus dem Amerikanischen übersetzt von Markus Naegele
Copyright © 2004 by Charlie Huston

Der Gejagte

Die Originalausgabe SIX BAD THINGS
erschien 2005 bei Ballantine Books,
aus dem Amerikanischen übersetzt von Alexander Wagner und
Markus Naegele
Copyright © 2005 by Charlie Huston

Ein gefährlicher Mann

Die Originalausgabe A DANGEROUS MAN
erschien 2006 bei Ballantine Books,
aus dem Amerikanischen übersetzt von Alexander Wagner und
Markus Naegele
Copyright © 2006 by Charlie Huston

Copyright © aller genannten deutschen Ausgaben
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013

Umschlaggestaltung und Motiv:
© Eisele Grafik-Design, München
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43700-5

www.heyne.de

Stimmen zur Hank-Thompson-Trilogie

»Ich liebe Charlie Hustons Werke aus mehreren Gründen. Zum einen ist er ein brillanter Geschichtenerzähler und schreibt die besten Dialoge seit George V. Higgins, doch was mir am besten an ihm gefällt, sind sein morbider Sinn für Humor und die scheinbare Mühelosigkeit, mit der er finstere und gleichzeitig komische Schurken erfindet, die Beavis und Butthead wie Sonntagsschüler aussehen lassen.«

Stephen King

»Ein Plot, auf den Hitchcock neidisch gewesen wäre!«

Entertainment Weekly

»Charlie Huston mixt extreme Gewalt, rasante Action und eine Portion Melancholie zu mitreißenden Geschichten.«

Frank Goosen

»Charlie Huston ist einer der herausragendsten Autoren der Kriminalliteratur des 21. Jahrhunderts.«

Washington Post

»Ein absolut verrücktes Genie!«

Duane Swierczynski

»Huston ist einer der großartigsten und frischesten Autoren unserer Zeit.«

Publishers Weekly

»Charlie Huston liest sich wie Chandler auf Speed.«
Playboy

»Hustons Dialoge sind atemberaubend und seine Charaktere unvergesslich. Dem kann sich keiner entziehen.«
The New York Times Book Review

»Cool, blutig, hart muss ein Krimi sein, nicht wahr? Wenn Sie das auch so sehen, ist der Amerikaner Charlie Huston definitiv der richtige Autor für Sie.«
Stern

»Seine Hank Thompson-Trilogie gehört zum Aufregendsten, was je in der Genreliteratur aufschimmerte.«
Max

»Der *Prügelknabe* liest sich wie *Der Malteser Falke* auf Speed.«
Wallace Stroby

»Als hätte Sam Peckinpah bei den *Blues Brothers* Regie geführt.«
Booklist

»Huston schreibt wunderbar trocken und hat mit Hank einen unglaublich coolen Helden geschaffen.«
Washington Post

CHARLIE HUSTON

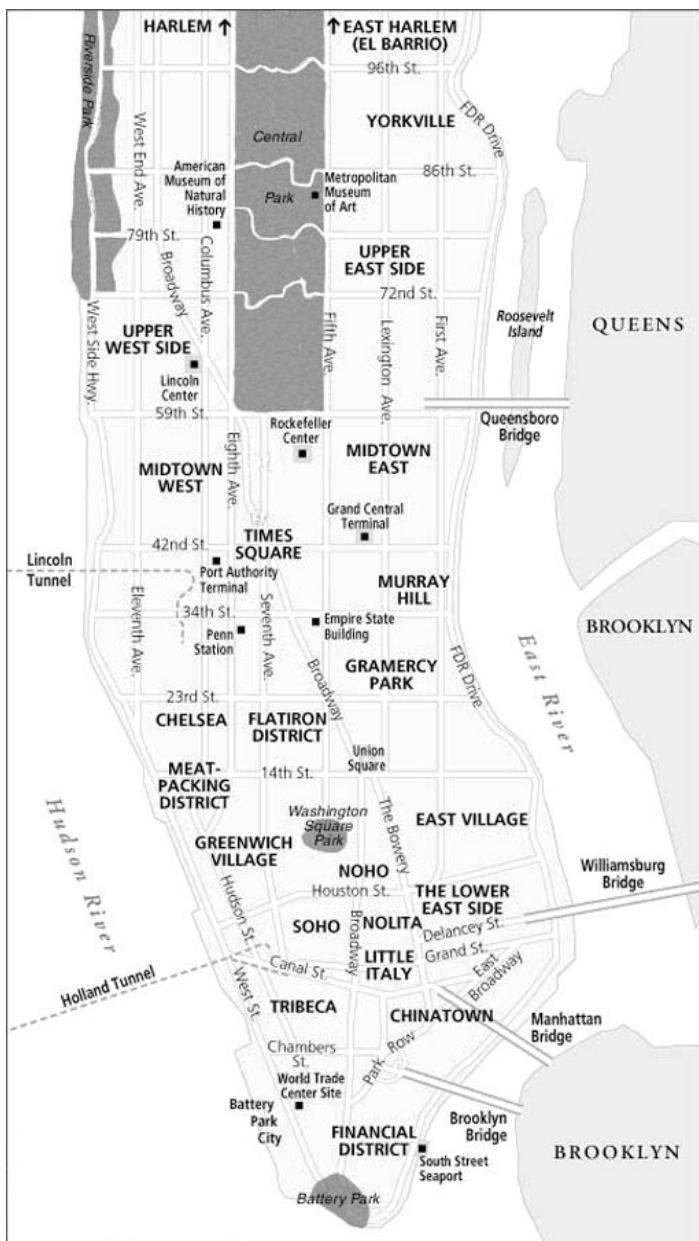
Der Prügelknabe

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Markus Naegele*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

SÜDLICHES MANHATTAN



Für Mom und Dad.

TEIL 1

22.–28. SEPTEMBER 2000

Meine Füße schmerzen. Der Albtraum hat mich geweckt, und während ich auf dem kalten Holzfußboden zum Bad laufe, schiebe ich schlürfend den Staub vor mir her. Ich bin immer noch halb betrunken und muss dringend pissen. Noch nicht ganz wach, frage ich mich, was mich primär geweckt hat: der Drang zu pissen oder der Albtraum.

Mein Klo ist ein wenig kleiner als die üblichen Scheißhäuser. Ich sitze auf der Schüssel und lehne mich mit der Stirn an die gegenüberliegende Wand. Vom Pissdrang habe ich einen Steifen, und wenn ich jetzt im Stehen urinieren wollte, würde ich bloß das ganze Klo voll spritzen. Ich weiß das aus Erfahrung. Außerdem schmerzen meine Füße immer noch.

Es dauert eine Weile, und als ich endlich fertig bin, bin ich fast schon wieder eingeschlafen. Ich steh auf, zieh ab und schlurfe zurück ins Bett. Auf dem Weg dahin tröpfelt mir noch ein letzter Tropfen Urin auf den Oberschenkel. Ich hebe einen dreckigen Socken vom Boden auf, wische den Urin ab und schmeiße den Socken in die Ecke.

Ich krieche wieder unter die Decke und drehe mich ein wenig, bis ich endlich die richtige Position gefunden habe. Während ich langsam wieder wegdöse, kehrt der Albtraum auch schon zurück. Ich zwing mich dazu, wach zu werden, um ihn zu verscheuchen. Ich denke an etwas Schönes. Ich denke an den Hund, den ich mal hatte. Ich denke an Yvonne. Ich denke an Baseball: lange, geruhssame Baseballspiele,

Plastikbecher mit kaltem Bier zwischen meinen Schenkeln und knirschende Erdnussschalen unter meinen Turnschuhen. Flugbälle, die langsam über sprintende Außenfeldspieler aufsteigen, die wunderbare Leichtigkeit eines langen Flyballs. Nein! Falsch! Baseball ist ein Fehler, und der Albtraum kehrt zurück. Ich denke an zu Hause. Das scheint zu wirken, und langsam schlafe ich wieder ein. Und gerade, kurz bevor ich vollends einschlafe, erinnere ich mich an das Blut am Socken, als ich mir das Bein abwischte, das Blut in meiner Pisse. Ich schlafe ein.

Diese Dinge haben nichts miteinander zu tun: meine schmerzenden Füße, der Albtraum und das Blut. Meine Füße schmerzen seit Jahren wegen des Jobs. Der Albtraum verfolgt mich schon mein halbes Leben lang. Das Blut im Urin ist brandneu, aber ich weiß verdammt genau, wo ich das herhabe.

Das Blut stammt von der Tracht Prügel, die mir diese Typen letzte Nacht verpasst haben. Mit letzter Nacht meine ich die paar Stunden, bevor mich der Albtraum aus dem Schlaf gerissen hat. Und wenn ich sage, ich habe von diesen Typen Prügel eingesteckt, dann meine ich, dass ich sie auch wirklich kassiert habe. Einfach so, gratis, ohne Bezahlung. Ich hatte Glück; sie hatten beide kleine Hände. Stell dir das vor, zwei Riesenkerle mit kleinen Händen. Soll vorkommen. Sie wollten sich ihre kleinen Händchen anscheinend nicht an meinem Gesicht schmutzig machen, deshalb nahmen sie mit meinem Körper vorlieb. Es dauerte gar nicht so lang. Sie verpassten mir ein paar saubere Schläge in den Magen und in die Rippen und ich fiel zu Boden. Dann steckte ich noch ein paar Stiefeltritte in die Nieren ein. Und daher stammt auch das Blut.

Der Wecker klingelt um Punkt acht Uhr morgens. Der Alkohol hat sich verzogen, und jetzt schmerzt alles, aber es

sind immer noch die Füße, die mich wirklich fertig machen. Ich geh aufs Klo und tatsächlich – mehr Blut. Ich putz mir die Zähne und hüpf unter die Dusche. Überall an meinem Körper bilden sich jetzt Blutergüsse und das heiße Wasser fühlt sich wie eine Erlösung an. Ich steige aus der laufenden Dusche, eile tropfend zum Kühlschrank, um mir ein kaltes Bier zu holen, und steige zurück unter die Dusche. Das Wasser fühlt sich gut an, aber das Bier ist noch besser. Es lindert die Wirkung des Katers, haucht den Überresten des Alkohols neues Leben ein. Ich nehme den Waschlappen aus dem Regal neben der Dusche und fahre damit sanft über meine Füße.

Nach der Dusche leere ich den Rest meines Biers, während ich mir die Fußnägel schneide. Ich schneide sie sehr kurz und gerade und achte darauf, dass sich kein Dreck mehr an den Rändern befindet. Ich entdecke ein frisches Paar Socken ohne Löcher und ziehe mich an. Raus aus der Wohnungstür, Zeit fürs Frühstück.

Im Diner bestelle ich Eier mit Speck und dazu ein weiteres Bier. Das erste Bier schmeckte schon ausgezeichnet, aber das zweite ist noch ein Stück besser. Ich gehe jetzt in die dritte Woche eines ziemlich ordentlichen Saufgelages und habe festgestellt, dass die ersten paar Drinks des Tages die besten sind. Ich muss es langsam angehen lassen mit dem Bier, weil ich einen Job habe, der spät losgeht. Wenn ich mich zu früh zulaufen lasse, lalle ich bereits, bevor meine Schicht beginnt. Ich nippe an dem Bier, esse und studiere dabei die Sportseiten der Zeitung.

Die *Daily News* besteht zu gleichen Teilen aus billigem Sensationsjournalismus, Herzschmerzgeschichten, Werbung und Promiklatsch. Ich lese das meiste und fühle mich richtig eklig dabei, aber das ist New York, und hier wird jeder früher oder später zum Schwein. Heute geht es fast nur um die Wahlen und weitere Dotcom-Unternehmen,

die Pleite gegangen sind. Ich überblättere die Fotos von Bush und Gore und komme zum wichtigen Teil. Der eigentliche Grund, warum ich mir dieses Drecksblatt kaufe, ist der, dass dies die einzige Möglichkeit ist, am Morgen die Ergebnisse von der Westküste zu bekommen. Es sei denn, man hat Kabelfernsehen. Ich kann mir das jedoch nicht leisten.

In Kalifornien plagen sich die Giants mit ihren üblichen Problemen zum Ende der Saison herum. Noch vor einer Woche war der erste Platz in greifbarer Nähe, aber nach einer Serie von sieben Niederlagen in Folge hat sich das Thema erledigt, und jetzt kämpfen sie mit vier Punkten Rückstand gegenüber den Mets um die Wild Card bei acht ausstehenden Spielen. Währenddessen räumen die Dodgers ab und haben die Liga bei zwölf Siegen in vierzehn Spielen klar im Griff.

Ich schau auf meine Uhr und stelle fest, dass es höchste Zeit ist, zum Arzt zu gehen.

Ich hasse die Dodgers.

Vor einer Woche hatte ich diesen Termin ausgemacht. Ich bin nicht wegen des Bluts hier, sondern wegen meiner Füße. Ich habe alle Arten von Schuhen und Einlagen ausprobiert, aber trotzdem bringen mich meine Füße immer noch um. Nachdem ich mich jahrelang davor gedrückt habe, suche ich jetzt endlich einen Arzt auf. Wo ich schon mal hier bin, könnte ich ihn sicher auch auf das Blut im Urin ansprechen, aber was sollte er mir schon sagen? Er wird mir raten, zu einer Unfallstation zu gehen, und die werden mir mitteilen, dass es nicht lebensgefährlich sei. Sie werden mir empfehlen, mich ein wenig auszuruhen und keinen Alkohol oder Koffein zu mir zu nehmen. Ich trinke keinen Kaffee, davon werde ich bloß zappelig und nervös. Ich sitze im Wartezimmer und denke an das zweite Bier und wie herrlich es geschmeckt hat.

Wegen meiner Nieren mache ich mir keine Sorgen. Wenn es was Ernstes wäre, dann wäre ich jetzt schon längst ohnmächtig. Sie sind gequetscht, ein bisschen entzündet, und sie bluten eben ein wenig. Dr. Bob kommt aus seinem Behandlungszimmer und ruft meinen Namen.

Dr. Bob ist ein super Typ. Er ist ein Absolvent einer medizinischen Eliteuniversität und kam in die Lower East Side, um hier eine Gemeinschaftspraxis zu eröffnen. Er nimmt jedermann als Patienten an, seine Behandlungsgebühren sind die günstigsten weit und breit, und er lässt einen die Rechnungen bezahlen, wenn man das Geld aufbringen kann. Einmal hat er mir erzählt, er wolle seine Patienten nicht heilen, nur um sie damit in die Armut zu treiben. Wie gesagt, ein toller Typ.

Letzte Woche erzählte ich ihm von meinen Fußschmerzen, und er schickte mich zum Röntgen. Jetzt dreht er sich in seinem kleinen Praxiszimmer von den Röntgenaufnahmen, die an diesem Lichtkasten an der Wand hängen, weg und kommt mit seinem Stuhl direkt mir gegenüber zum Sitzen. Er betrachtet meine Füße. Er nimmt sich ausgiebig Zeit, inspiziert sie förmlich. Nacheinander nimmt er beide Füße in die Hände und knetet sie ein wenig, wobei er nach einer Auffälligkeit sucht. Währenddessen richtet er seine Augen zur Zimmerdecke, als würden sie ihn bei seiner Untersuchung behindern; wie ein Safeknacker, der bei seiner Arbeit die Augen geschlossen hält.

– Doktor?

– Psst.

Er drückt meine Füße noch ein paarmal und steht dann auf. Er sagt etwas, aber ich kann ihn nicht verstehen. Er deutet von meinen Füßen zum Röntgenbild. Ich erwäge, unauffällig zu verschwinden und lieber mein nächstes Bier zu mir zu nehmen. Ich denke, dass ich mich jetzt am liebs-

ten hinlegen würde, denn ich fühle mich plötzlich ganz merkwürdig. Er schaut mich seltsam an.

Das Dröhnen in meinen Ohren kommt nicht vom Kater. Es übertönt alles andere, und mir kommt in den Sinn, dass hier etwas falsch läuft. Der Untersuchungstisch rutscht unter mir weg, und ich plumpse hart auf den Boden. Ich versuche mich aufzurichten, schaffe es aber nicht. Etwas Warmes und Feuchtes breitet sich über meinem Schoß aus und läuft die Beine herunter. Ich starre auf meine Fußspitzen und erkenne meine dreihundert Dollar teuren Turnschuhe, die so verdammt angenehm zu tragen sein sollen, es aber nicht sind. Und dann sehe ich, wie blutiger Urin aus dem Hosenbein meiner Jeans tröpfelt. Irgendetwas läuft hier verdammt falsch. Ich schlafe ein.

So verändert sich das Leben.

Du wirst in Kalifornien geboren und wachst in einem netten ländlichen Kaff etwas außerhalb von San Francisco als Einzelkind auf. Du hast eine schöne Kindheit, deine Eltern lieben dich. Du spielst Baseball. Du bist außergewöhnlich talentiert und liebst das Spiel über alles. Mit siebzehn stapeln sich die Pokale auf deinem Regal. Du warst in zwei Mannschaften, die um die *Little League World Series* gespielt haben, und bist der Star des Highschool-Auswahlteams. Du bist ein Multitalent: Du kannst werfen, rennen, schlagen und fangen. Du spielst auf der zentralen Position. Du bist auf der Jagd nach Rekorden, führst das Team zu Stolen Bases und Home Runs und hast keine Schwächen. Profiscouts beobachten dich seit Jahren und alle gehen fest davon aus, dass du mit achtzehn das College schmeißt und von einem Club der Major League unter Vertrag genommen wirst. Während jedem Spiel schaust du irgendwann mal hinüber zur Tribüne; deine Eltern sind stets da.

In einem Regionalligenspiel versuchst du es zur dritten

Base zu schaffen. Bei einem hohen Wurfball rutschst du mit voller Wucht in das Basekissen, um es noch rechtzeitig zu schaffen, bevor der Ball abgefangen wird. Außerdem willst du den Fänger ablenken, während er hochsteigt, um den Ball zu fangen. Deine Absätze graben sich in das Kissen und als du dich wieder aufrichten willst, kommt von oben der Baseman mit dem Ball herabgesegelt. Er landet genau auf dem Knöchel deines feststeckenden Fußes, und während du noch in der Aufwärtsbewegung bist, fällt er mit seinem gesamten Gewicht auf deinen Unterschenkel.

Der Knochen ragt wie ein Pfeil aus deiner Wade, und du starrst ihn bloß ungläubig an.

Als der Knochen später genagelt wird, gibt es Komplikationen; er weigert sich zu wachsen. Er will nicht richtig verheilen, und für den Rest deines Lebens musst du mit unschönen Narben und einem verknorpelten Muskelgewebe leben, das bei kaltem nassem Wetter zu schmerzen beginnt. Die Physiotherapie ist eine einzige Qual und dauert über ein Jahr. Schon bald redet keiner mehr davon, dass du wieder spielen wirst.

Du hältst dich von den Spielen fern und siehst deine alten Freunde kaum mehr. Du hast jetzt neue Freunde und kommst ein wenig auf die schiefe Bahn. Nach der Schule gehst du arbeiten und kaufst dir von dem Geld einen heißen Schlitten, den du mit deinem Vater, der Mechaniker ist, aufmotzt. Du fährst illegale Rennen und hängst die lokalen Autofreaks allesamt ab. Du gewinnst immer. Und wenn keiner da ist, gegen den du fahren kannst, heizt du die kleinen Nebenstraßen außerhalb der Stadt auf und ab. Die Geschwindigkeit versetzt dich in einen wahren Rausch. Es ist zwar nicht Baseball, aber es ist immerhin etwas.

Draußen bei den Viehfarmen schlüpft um kurz nach Mitternacht ein Kalb durch ein Loch im Stacheldraht und wandert in aller Seelenruhe auf die Fahrbahn. Du reißt das

Steuer herum und trittst voll aufs Bremspedal. Das Lenkrad bricht aus, und der Wagen blockiert vorne rechts. Der Reifen platzt. Die Felge frisst sich in den Asphalt, und der Wagen hebt ab und segelt durch die Luft. Du hängst in dem Wagen und bist mit einem Dreipunktgurt an den Sitz angeschnallt. Der Wagen fliegt durch die Luft und saust dabei im hohen Bogen über das Kalb, das noch nicht einmal aufschaut. Der Ford überschlägt sich einmal, landet wieder auf den Rädern, schleudert über die Straße und kracht frontal in eine dicke Eiche.

Dein Freund Rich trägt keinen Sicherheitsgurt. In dem Moment, in dem du das Kalb erblickst und auf die Bremse steigst, kniet Rich verkehrt herum auf seinem Sitz und greift auf dem Rücksitz nach seinem Sweatshirt.

Während des Saltos hängst du einen Moment kopfüber, unter dir das Kalb, das sich nicht darum schert, was es da angerichtet hat. Rich ist durch den Innenraum gepurzelt und liegt der Länge nach rücklings auf dem Dach. Er blickt dich an, dir in die Augen, sein Gesicht weniger als einen Fuß weit weg, nur ein paar Zentimeter. Der Wagen beginnt seinen Sinkflug, dreht sich plötzlich heftig und Rich verschwindet für einen Augenblick aus deinem Blickfeld. Und während das Fahrzeug in den Baum pflügt, setzt er hinter dir zum Sprung Richtung Frontscheibe an. Er schießt durch das Glas, das durch den Aufprall zerbricht, und fliegt ein paar Meter, bis ihn die Eiche brutal stoppt.

Viele kommen zur Beerdigung und weinen und umarmen dich. Du hast einen Bluterguss am Brustbein und einen Schnitt an der Wange davongetragen; du schaust niemandem in die Augen. Nach der Beerdigung bringen dich deine Eltern nach Hause.

Im Frühling machst du deinen Schulabschluss und gehst aufs College in Nordkalifornien. Du machst dir Gedanken, eventuell ein Physiotherapeut oder ein Rettungssanitäter

zu werden. Du könntest dir auch vorstellen, wie deine Mutter als Lehrer zu arbeiten. In der Werkstatt deines Vaters willst du nicht arbeiten. An Autos willst du nicht mehr herumwerkeln. Du fährst nicht mal mehr eins.

Den Collegeabschluss machst du nie. Sechs Jahre verbringst du auf dem College, studierst so ziemlich alles, was es gibt, und bist gut dabei, aber einen Abschluss machst du trotzdem nie. Du weißt nicht, was du machen sollst, und dann lernst du ein Mädchen kennen. Sie ist eine Schauspielerin.

Du gehst mit ihr nach New York, und ihr könnt bei einer ihrer Freundinnen auf dem Sofa schlafen. Zwei Wochen später kriegt sie ein Engagement für eine Tournee und verlässt dich. Ihre Freundin teilt dir mit, dass du ausziehen musst.

New York hat ein tolles öffentliches Verkehrsnetz. Du musst nie mit dem Auto fahren. Du entscheidest dich zu bleiben. Du findest eine Wohnung, so groß wie die Küche deiner Eltern. Du bekommst einen Job als Barkeeper. Du beginnst zu trinken. Es gefällt dir.

Du lebst zwar in New York, benimmst dich aber trotzdem wie ein Kerl aus einer Kleinstadt in Nordkalifornien. Du hilfst den Pennern aus der Gosse, rufst einen Krankenwagen, wenn du einen Verletzten siehst, leihst Bedürftigen Geld und verlangst es nicht zurück, lässt Fremde bei dir übernachten und führst Blinde über die Straße. Eines Nachts willst du in der Bar einen Streit schlichten und kriegst ordentlich eins auf die Nase. Am nächsten Tag meldest du dich zum Boxtraining an. Du trinkst zu viel, aber deine Eltern wissen nichts davon.

Du bist ein guter Kerl, du bist tough und genießt in der Nachbarschaft den Ruf, anzupacken, wenn es erforderlich ist. Das ist nett. Es ist zwar nicht unbedingt das Leben, das du dir erträumt hast, aber es ist schon okay so. Du fühlst

dich nützlich, hast Freunde und deine Eltern lieben dich über alles. Zehn Jahre vergehen.

Eines Tages klopft der Kerl aus dem Zimmer gegenüber an deiner Tür. Er bittet dich um einen großen Gefallen. Und damit ändert sich dein Leben endgültig.

Das Erste, an was ich nach dem Aufwachen denke, ist diese verfluchte Katze. Seit ein paar Wochen passe ich für diesen Kerl jetzt auf dieses Vieh auf und jedes Mal, wenn ich weg bin, mache ich mir Gedanken, ob das Ding noch am Leben ist. Fuck! Ich wusste, dass das passieren würde. Ich sagte dem Typen, ich wäre nicht so gut mit Tieren, und dass ich kaum auf mich selbst aufpassen könne, aber er wollte davon nichts wissen, also nahm ich das verdammte Vieh. Dann lande ich im Krankenhaus und stelle fest, dass es Wichtiges gibt, um das ich mich kümmern muss.

Ein Witz: Ein Typ wird mit drei Hoden geboren und fühlt sich deshalb sein ganzes Leben wie ein Freak. Die Jungs machen im Sportunterricht ihre Späße über ihn, die Mädchen lachen ihn aus. Irgendwann kann er es nicht länger ertragen und will sich einen Hoden entfernen lassen. Der Arzt wirft einen Blick drauf und sagt, es sei unmöglich, viel zu gefährlich, die Operation könnte ihn töten. Stattdessen schickt er ihn zu einem Psychiater, der vielleicht weiterhelfen kann. Der sagt ihm, er solle es locker angehen lassen, er könne auf das dritte Ei doch stolz sein, das wäre was ganz Besonderes. Wie viele Männer können schon drei Hoden vorweisen? Danach fühlt sich der Kerl richtig gut. Er verlässt die Praxis, geht auf die Straße und spricht den ersten Mann an: »Wussten sie, dass wir beide zusammen fünf Eier haben?« Da schaut ihn der Mann komisch an und sagt: »Soll das heißen, Sie haben bloß eins?«

Den ersten Kerl, dem ich nach dem Krankenhausaufenthalt über den Weg laufe, spreche ich an.

– Wussten Sie, dass wir beide zusammen bloß drei Nieren haben?

Er sagt nichts, geht einfach an mir vorbei, als ob ich nicht existierte.

New York, Baby, das ist New York!

Fünf Tage war ich im Krankenhaus, einen davon bewusstlos, vier bei vollem Bewusstsein. Die Ärzte haben die Niere entfernt, welche die beiden großen Kerle mit den vier kleinen Händen fast völlig zerquetscht hatten und die durch mein fahrlässiges Verhalten und die Einnahme harntreibender Flüssigkeiten weiter in Mitleidenschaft gezogen wurde. Alkohol. Die Niere hatte eine 4+, als sie entfernt wurde. Bei 5 explodiert sie einfach und bringt dich um. Mir wurde unter Androhung der Todesstrafe mitgeteilt, dass ich nie wieder einen Tropfen Alkohol anrühren dürfe, das Gleiche gelte für Koffein. Wie schon gesagt, ich trinke keinen Kaffee, er macht mich nervös.

Nach meinem Blackout rief Dr. Bob die Rettungssanitäter und ließ mich nach Beth Israel bringen. Er begleitete mich im Krankenwagen und als wir dort eintrafen, brachte er mich an dem ganzen Notaufnahme-Anmeldeformularkram vorbei und direkt in den OP. Er rettete mein Leben. Einer der Ärzte erzählt mir das, und als Dr. Bob auftaucht, will ich mich dafür bei ihm bedanken, aber er winkt nur ab nach dem Motto *Ich-tu-doch-bloß-meinen-Job*. Dann kommen wir zu meinen Füßen.

– Ihr Zustand ist chronisch und kommt davon, dass Sie bei Ihrer Arbeit zu viel stehen.

Ich bin ein Barkeeper mit Zehn-Stunden-Schichten fünf Nächte die Woche, manchmal werden daraus auch sechs oder sieben Nächte.

– Selbst ein lebenslanger Vorrat an orthopädischen Schuhen und eine tägliche Fußmassage werden nichts nützen.

Wenn Sie was gegen den Schmerz tun wollen, müssen Sie schlichtweg runter von den Füßen.

- Was wäre, wenn ...
- Runter von den Füßen. Sie sind wie ein Computerprogrammierer mit einem Handwurzelsyndrom. Ändern Sie Ihre Arbeitsgewohnheiten, am besten für immer.
- Uff.
- Genau, uff. Im Übrigen haben sich die Schmerzen in den Füßen durch eine schlechte Blutversorgung verschlimmert, die meines Erachtens auf exzessiven Alkoholkonsum zurückzuführen ist.
- Uff.
- Ich rate Ihnen, lassen Sie das Trinken bleiben. Und Punkt.
- Na schön, klingt super.

Und das war's. Er wünschte mir viel Glück und war schon auf dem Weg nach draußen, als ich ihn nach der Rechnung fragte.

- Rufen Sie mich an, wenn Sie einen neuen Job haben und die Krankenhausrechnung beglichen haben. Dann reden wir über Geld.

Einfach ein klasse Typ.

Alkohol und meine Niere, Alkohol und meine Füße – da lässt sich doch ein Muster erkennen.

Ich rief in der Bar an und sprach mit Edwin, dem Besitzer. Ich entschuldigte mich, dass ich mich erst jetzt melde, aber Edwin blieb völlig cool und sagte, ich solle beizeiten mal vorbeikommen und Hallo sagen.

Hätte ich wegen des Alkohols und der Niere gekündigt? Wenn mir jemand erzählt hätte, *lass die Finger vom Alkohol oder du wirst sterben*, hätte ich deswegen gekündigt? Ich weiß es nicht, aber meine Füße bringen mich noch um, und das gab den Ausschlag.

Ich rief meine Eltern an und versicherte ihnen, mir ginge

es so weit gut, und teilte ihnen mit, dass sie mich nicht besuchen brauchten und auch nicht damit rechnen sollten, dass ich käme, um mich pflegen zu lassen. Meine Mutter weinte ein wenig, aber ich brachte sie mit dem Hodenwitz schließlich doch noch zum Lachen. Dad fragte, ob ich Geld bräuchte, und ich verneinte. Wir redeten ein wenig über Weihnachten und wie lang ich dieses Jahr bleiben würde, und dann sagte ich, dass ich sie liebe, und sie sagten, sie lieben mich auch, und wir legten auf, und ich starrte eine Zeit lang an die verfluchte Decke.

Ich rief eine der Barkeeperinnen von der Arbeit an. Ihr Name ist Yvonne. Wir haben uns eine Weile ziemlich oft gesehen, tun es immer noch von Zeit zu Zeit. Sie ist eins der Mädchen, mit denen ich mich gelegentlich treffe. Eigentlich ist sie mehr als das; sie ist meine beste Freundin. Sie besitzt einen Schlüssel zu meiner Wohnung, also erzählte ich ihr von der Katze und sie versprach, nach ihr zu sehen, bis ich heimkomme. Sie fragte, ob sie mich im Krankenhaus besuchen soll, aber ich lehnte ab. Ich will allein sein. Ich muss mir klar darüber werden, was zum Teufel ich jetzt machen soll.

Jetzt bin ich also draußen, gehe zu dem Blödkopf auf der Straße, erzähl ihm meinen Nierenwitz und nehme mir dann ein Taxi nach Hause. Sie wollten mich zehn Tage da behalten, um mich beobachten zu können und die Fäden zu entfernen, bevor ich gehe, aber der Mangel an a) ausreichend Bargeld und b) einer Versicherung war ein schlagendes Argument, mich gehen zu lassen. Ich werde die Fäden in ein paar Tagen herausmachen lassen und es bis dahin locker angehen. Ich habe nur noch eine Niere, stehe vor einem Totalentzug, die Krankenhausrechnung lässt meine zehntausend Miesen auf dem Kreditkartenkonto wie einen schlechten Witz aussehen, und ich habe keinen Job. An-

dererseits schnappe ich mir die Zeitung, und die Giants haben eine Siegesserie von vier Spielen hingelegt und zwei Punkte gegenüber den Mets gutgemacht. Ich lehne mich im Taxisitz zurück, spüre einen scharfen Stich dort, wo früher meine Niere war und frage mich, was diese Kerle, die mich so vermöbelt haben, bloß geritten hat.

Und so kam ich zu der Katze.

Der Name des Typen ist Russ und ihm gehört diese Katze. Russ wohnt in der gegenüberliegenden Wohnung und hängt öfters bei Paul's ab, dem Laden, wo ich bediene. Ich kenn ihn ein wenig, er scheint in Ordnung zu sein. Er macht nie Ärger und die wenigen Male, bei denen ich ihn zum Zahlen anhielt, beglich er seinen Deckel im Nu. Manchmal bringt er mir Sandwiches zur Arbeit mit. Na ja, und vor ein paar Wochen steht er eines Abends mit einem dieser Haustierkäfige vor meiner Tür, und ich rieche förmlich, was jetzt kommt. Ich nehme mein Auge vom Guckloch und lehne meine Stirn gegen die Tür. Russ klopft erneut. Ich schaue noch mal, und er steht immer noch da, wippt unruhig auf seinen Zehen auf und ab, als ob er dringend weg müsste. Ich lasse das Guckloch zufallen und öffne die Tür.

Russ hat ein Problem. Russ hat ein echtes Problem und er würde sonst auch nicht fragen, aber er bittet mich um einen großen Gefallen. Russ' Vater ist krank. Das stimmt. Ich weiß es, denn Russ hat mir schon vor einiger Zeit in der Bar erzählt, dass sein Vater seit einer Weile krank ist. Die Sache ist die: Russ' Vater liegt jetzt im Sterben, und Russ muss unverzüglich nach Rochester aufbrechen, und er findet auf die Schnelle keinen, der auf seine Katze aufpasst. Es tut ihm schrecklich leid, aber er braucht meine Hilfe. Ob ich die Katze für einige Tage nehmen könne, im schlimmsten Fall eine Woche oder zwei?

Er hat mich schon so gut wie im Sack, und ich gebe ihm

zu bedenken, dass ich ziemlich viel trinke und mir deshalb etwas Sorgen um die Katze mache. Russ versichert mir, ich solle mir um die Katze mal keine Gedanken machen. Er würde mir einen Katzenfutterautomat, den man alle paar Tage auffüllen könne, und eine Katzentoilette vorbeibringen, und das wäre alles. Die Katze würde sich um sich selbst kümmern. Ich sage Ja. Was soll ich auch machen? Sein Vater liegt im Sterben.

Russ lässt den Käfig mit der Katze stehen und geht zurück in sein Apartment, um den Rest zu holen. Ich hol mir ein Bier und starre den Käfig an. Als ich klein war, hatte ich mal eine Katze. Ich hatte sie mehrere Jahre, bis meine Mutter eines Tages einen streunenden Hundewelpen mit nach Hause brachte und die Katze wenig später verschwand. Obwohl sie nichts dafür konnte und ich ihr auch nie irgendwelche Vorwürfe machte, fühlte sich meine Mutter schuldig. Ich gab der verfluchten Katze die Schuld; beim ersten Anzeichen von Konkurrenz machte sie sich gleich aus dem Staub. Launisch – Katzen sind launische Viecher. Da sind mir Hunde lieber.

Russ erscheint mit dem Futterautomat, dem Katzenklo, einem Streulöffel zum Entsorgen der Katzenscheiße, der Katzenstreu, Futter und einigem Katzenspielzeug. Er bietet mir Geld an, aber ich lehne ab. Mehrfach bedankt er sich, und ich sage ihm, er solle sich um seinen Vater kümmern und anrufen, falls er was bräuchte. Und dann ist er weg. Der Katzenkäfig steht auf der Bierkiste, die mir als Couchtisch dient. Ich mache es mir mit meinem Bier auf dem Sofa bequem und stelle fest, dass Russ mir gar nicht den Namen der Katze verraten hat. Ich lehne mich vor und schaue durch die dünnen Gitterstäbe, um mir die Katze genauer zu betrachten. Es ist eine Hauskatze, eine Mischlingskatze. Rücken und Kopf sind grau gestreift, Bauch und Kopf weiß. Sieht nach einem Männchen aus. Um den Hals hat *er* ein

Band mit einem kleinen Namensschildchen. Ich stelle das Bier ab, öffne die Käfigtür und greife nach dem Kater. Er kommt widerstandslos heraus, ohne Anstalten zu machen. Ich drehe ihn rum, damit er mich anschaut, und er blickt mir direkt in die Augen. Das Namensschildchen hängt verkehrt herum und ich drehe es, um den Namen lesen zu können. Bud. Ich greife mir meine kalte Dose Budweiser, während es sich Bud, die Katze, in meinem Schoß bequem macht und zufrieden schnurrt.

Die Tage vergehen. Russ lässt nichts von sich hören. Und um ehrlich zu sein, kümmert es mich auch wenig.

Es gibt viel zu tun; ich muss mich um jede Menge Alkoholika kümmern. Mein Vorrat an Hochprozentigem ist enorm und ich muss das Zeug loswerden. Ich könnte es natürlich den Nachbarn geben oder den Pennern auf der Straße, aber ich glaube, es tut mir ganz gut, wenn ich es richtig entsorge. Ich stapele alles, was ich besitze, auf der Küchenzeile. Im Kühlschrank befinden sich achtzehn Dosen Budweiser, ein paar Flaschen Weißwein und ein Coors. In der Tiefkühltruhe finde ich eine halb volle Literflasche Beefeater-Gin und eine unangetastete Flasche polnischen Büffelgras-Wodka. Das Schränkchen unter der Spüle stellt sich als die größte Gefahrenzone heraus, denn hier befinden sich Vorräte an Cutty Sark, Wild Turkey, Cuervo, Myers und eine ganze Palette von Mixgetränken in unterschiedlichen Verbrauchszuständen, dazu Nachschubrationen an Bourbon und Scotch. Des Weiteren habe ich drei Flaschen erstklassigen Chianti und ein winziges Fläschchen kalten Sake, den mir jemand vor einigen Jahren zum Geburtstag geschenkt hat. Zu Beginn schütete ich das Bier in den Ausguss, doch der Geruch lässt mir das Wasser im Mund zusammenlaufen, und ich ändere meinen Plan. Ich schütete alles in die Toilette, und das klappt bestens. Immer wenn der Alkoholpegel einen bestimmten Stand erreicht, geht die

Spülung automatisch an. Ich fühle mich richtig effizient: Anstatt das alles zu trinken und es später wieder auszuspien, schalte ich einfach den Mittelsmann aus. Bud kommt rein, stützt seine Pfoten auf die Klobrille und schaut sich an, was ich da so treibe. Er wird ein wenig mit Rum bekleckert, schüttelt ihn von seiner Schnauze und schleicht zurück ins andere Zimmer. Smarte Katze.

Als ich fertig bin, schmeiße ich die Flaschen und Dosen in einen blauen Plastiksack und schleppe ihn die zwei Stockwerke runter auf die Straße, wo ich ihn in den Rinnstein lege. Was für ein herrlicher Frühherbsttag. Die Luft ist kristallklar und angenehm kühl. Ich kehre ins Haus zurück und hole die sich stapelnde Post aus meinem Briefkasten. Oben in der Wohnung sortiere ich all die Rechnungen und Werbesendungen und Kreditkarten-, Telefonkarten- und Versicherungsangebote aus. Zum Schluss bleibt nur ein Brief meiner Mutter und eine richterliche Benachrichtigung, dass ich zum Schöffem berufen wurde. Ich säubere den Katzenkäfig. Yvonne hat Buds Futterautomat nachgefüllt und ihm ausreichend Wasser gegeben, die Dreckarbeit hat sie natürlich mir überlassen. Aber das ist schon in Ordnung. Ich nehme den Sack mit dem Katzenstreu und der unerwünschten Post und lege ihn auf den Gehsteig neben den blauen Sack mit den leeren Flaschen. Ich frage mich, ob ich nicht etwas übersehen habe, vielleicht eine volle Dose Bier oder einen letzten Rest Sake. Die Luft ist immer noch genauso frisch wie vorher, trotzdem bricht mir ein wenig der Schweiß aus. Das könnte härter werden als ich dachte. Ich geh wieder rauf, schnapp mir das Telefon und ruf meinen Dealer an; ich sag ihm, ich bräuchte etwas Gras. Er sagt, er käme gleich vorbei.

Die Tage im Krankenhaus halfen mir über das Zittern und die Übelkeit des Entzugs hinweg; dabei kamen mir die

Schmerzmittel, die ich für meine Nieren erhielt, sehr gelegen. Bevor ich auscheckte, gab mir der Arzt eine Flasche Codein, aber ich mag keine Pillen. Tims Tüte sollte mir über das Schlimmste hinweghelfen.

Tim ist einer von Pauls Kunden. Er ist ein vierundvierzigjähriger Schwätzer und Säufer, der Glück hatte. Vor wenigen Jahren lebte Tim als Junkie von der Wohlfahrt und den Aludosen, die er aus anderer Leute Müll fischte. Dann erhielt Tim einen tollen Job, entsagte dem Heroin und widmete sich dem Alkohol. Er ist jetzt Bote für einen mächtigen Drogendealer. Jeden Morgen erscheint Tim im Büro seines Bosses, wo er und die anderen Botenjungs eine Liste mit den Kunden und den Stoff abholen. Sie liefern Gras, Hasch, Pilze, Acid und Koks, und sie liefern ohne Zustellgebühr nach Hause oder ins Büro. Tim versorgt Leute quer über die ganze Stadt und wird pro Auftrag bezahlt; sorgfältig sammelt er alle Taxiquittungen, um sich am Ende des Tages seine Spesen erstatten zu lassen. Nebenbei führt er auch immer ein wenig Extra-Gras mit sich, um spontan ein paar kleine Deals auf eigene Rechnung zu machen. Im Laufe eines Tages wird er dabei mindestens ein Fünftel Irish Whisky und einiges an Bier konsumieren. Er ist das, was wir einen funktionierenden Alkoholiker nennen. Außerdem ist er ein fähiger Jazz-Drummer.

Ich lasse ihn in mein Apartment und er lässt sich auf die Couch fallen. Er hält seinen Rucksack im Schoß und betrachtet mich eingehend.

– He Mann, wie geht's dir so?

Ich sage ihm, mir ginge es gut. Wir reden über die Bekannten aus der Bar, während ich *Kind Of Blue* in den CD-Player werfe und Tim einen Joint rollt. Wir stecken ihn an. Tim ist ein Profi und klärt mich detailliert über das Gras auf, das wir rauchen; eine Virginia-Kreuzung aus klassischem Skunk und besonders starkem Thai-Stick.

– Besonders wichtig ist, dass das Zeug in der freien Natur gezüchtet wurde, und nicht von einem verrückten Wissenschaftler in einem Hydrotank. Zieh den Rauch tief ein und lass ihn drin, Mann, dann kannst du die Bergluft schmecken.

Ich schmecke sie zwar nicht wirklich, aber ich werde im Nu high und denke immer weniger an einen Drink, bis ...

– Hast du was zum Trinken hier?

Soweit dazu.

Tim macht sich kurze Zeit später aus dem Staub. Er ist ein echter Schluckspecht und die unschöne Folge davon ist, dass er zu zittern beginnt und ziemlich nervös wird, wenn er nicht rasch was zu trinken bekommt. Jeder muss zusehen, wie er so über den Tag kommt, und Alkohol ist eine allseits ziemlich beliebte Strategie. Auf seinem Weg zur Tür gebe ich Tim das Geld für das Gras, und er winkt mir zu, dann stoppt er für einen Moment.

– Hast du eigentlich rausgefunden, was mit den Arschlöchern los war – warum sie es auf dich abgesehen hatten? Ich sag ihm, dass ich keinen blassen Schimmer hätte, und er entgegnet, dass die Typen wohl auch keinen gehabt hätten. Als er merkt, was für ein schlechter Witz das war, lacht er halbherzig auf und geht dann. Der Witz war tatsächlich saublöd, aber er wirft eine großartige Frage auf, mit der ich mich befassen werde, wenn ich wieder klar denken kann.

Man kann nicht unbegrenzt Gras rauchen. Ich hab schon eine ordentliche Dosis intus und muss eine Auszeit einlegen. Ich will das Gras bloß zur Verfügung haben, um die kommende Woche sauber über die Runde zu kommen; danach müsste ich wieder in Ordnung sein. Es ist nicht das erste Mal, dass ich mit dem Trinken aufhöre; ich bin auf den Zug schon mehrfach aufgesprungen, um zu sehen, ob ich auch ohne auskomme, um dann doch immer wieder abzu-

springen, wenn mir danach war. Motiviert wie ich bin, erwarte ich keine größeren Komplikationen, vor allem, nachdem ich alle Vorräte fortgespült habe. Doch jetzt sitze ich hier alleine in meinem Apartment mit einer fremden Katze in meinem Schoß, höre The Clash's *Combat Rock*, bin arbeitslos und verschuldet und denke an Bier. Ich beschliesse, mich um die Wäsche zu kümmern.

Aufgaben sind hilfreich, wenn man etwas aufgeben will, sie halten dich beschäftigt und lassen das Leben sinnvoll erscheinen. Ich stopfe meine dreckige Wäsche in einen Sack und packe Bettzeug und Handtücher dazu. Dann greife ich mir eine Handvoll Quarters aus der Geldschale und bleibe auf halbem Weg zur Tür plötzlich stehen. Bud hat eine kleine Decke in seinem Tragekäfig und ich überlege, ob ich sie mitwaschen soll. Russ müsste in ein oder zwei Tagen wieder zurück sein, und da wäre es doch nett, wenn Bud eine saubere Decke hätte. So denke ich halt. Hab ich von meiner Mutter. Ich greife nach der Decke und ziehe und sie hakt sich irgendwo am Käfig fest. Ich ziehe fester und höre, wie sie ein wenig reißt. So ein Mist: Russ kommt heim und findet die Lieblingsdecke seines Kätzchens sauber, aber zerfetzt vor. Ich stelle den Wäschesack ab, knie mich hin und greife in den Käfig, um die Decke zu enthaken.

Pauls Bar schließt um vier Uhr in der Früh. An einem Donnerstag halten sich dort ab zwei in der Regel nur noch Stammgäste auf. Ab der Zeit kann ich mich dann ordentlich zulaufen lassen. Es waren noch ungefähr zehn Gäste in der Bar und ich schon leicht zgedröhnt, als diese beiden Riesen reinkommen. Sie lassen sich am anderen Ende des Tresens nieder, und ich schlendere zu ihnen rüber. Diese Typen sind unglaublich riesig, selbst im Sitzen ragen sie wie Wolkenkratzer auf, aber was mir noch mehr auffällt als ihre Größe ist die Art, wie sie gekleidet sind: Beide tragen Nike-Trai-

ningsanzüge, der eine in Schwarz, der andere in Weiß; dazu haben sie mehrere Goldketten um den Hals baumeln, die auf die goldumrandeten Armani-Sonnenbrillen abgestimmt sind, die auf ihren kahl geschorenen Schädeln thronen. Das ist definitiv nicht unsere übliche Barkundschaft, und ich halte sie für Polen oder Ukrainer, die hier im Viertel lebten, bevor das East Village den Latinos, dann den Künstlern und jetzt den Yuppies gehörte. Sie bestellen ein Amstel Light und einen Cosmopolitan. Beide. Sie haben einen russischen Akzent. Aber ich hab hier schon verrücktere Vögel erlebt. Ich mache ihre Drinks fertig, kassiere ab und sie bedanken sich.

Als ich die Bar entlangschlendere, um mich wieder meinem Drink und dem Magazin mit diesem Filmquiz zu widmen, höre ich plötzlich Flüche hinter mir. Ich drehe mich um, und der Typ im weißen Trainingsanzug hält seinen Cosmo, als wäre sein Glas voller Kotze.

– Das ist Scheiße!

Er stülpt das Glas um und der Inhalt ergießt sich über den Tresen. Der Typ in Schwarz probiert seinen Drink und spuckt ihn sofort wieder aus, ebenfalls auf die Bar.

– Das ist auch Scheiße! Kann ich nicht trinken.

Um das zu unterstreichen, nimmt er einen weiteren Schluck, spuckt das Zeug quer über den Tresen, steht auf, stolziert zum Mülleimer und wirft den Drink mitsamt Glas hinein.

Ich prügele mich nicht gerne. In meinem bisherigen Leben habe ich nur höchst selten gekämpft, aber ich weiß sehr wohl, dass man sich dabei meist ziemlich wehtut, selbst, wenn man gewinnt. Ich gehe vier Tage die Woche ins Fitnessstudio und boxe zweimal. Ich trage Stiefel mit Stahlkappen und besitze ein Jagdmesser. Hinter der Bar habe ich einen Axtstil. Aber all das nützt mir nichts, denn ich will keinen Streit; diese Typen aber offenkundig schon. Die

Stammgäste grummeln leise vor sich hin, aber sie sind allesamt nicht mehr nüchtern genug, um mir beizustehen. Ich lächle. Ich gehe mit meinem angetrunkenen Grinsegesicht, das Zuneigung und Freude ausstrahlen soll, auf die beiden Trainingsanzugstypen zu. Ich bin Martin Luther King. Ich bin Gandhi. Ich werde diese Gentlemen fragen, ob sie ein anderes Getränk oder lieber ihr Geld zurückwünschen. Ich werde den Tresen ganz vorsichtig von ihrem Rotz säubern. Sie sitzen da am Ende der Bar, ihre Biere unangetastet, das umgestülpte Cosmo-Glas vor sich. Während ich mich ihnen nähere, setzen sie ihre Sonnenbrillen auf, als ob sie von meinem Lächeln geblendet würden. In diesem Augenblick fallen mir ihre kleinen, mädchenhaften und schlicht wunderschönen Hände auf. Meine Bedenken schwinden. Diese Männer sind keine Schläger. Diese Männer sind Konzertpianisten mit graziösen Fingern; gemacht für die Musik, nicht für Faustkämpfe.

Ich erreiche das Ende der Bar und öffne meinen Grinsenmund, um ihnen einen Drink auf Kosten des Hauses zu spendieren und sie für ihre Unannehmlichkeiten zu entschädigen. Sie schnappen mich, ziehen mich quer durch den Cosmo-Siff über den Tresen und prügeln mich windelweich. Dann gehen sie.

Ich bin schon einmal verprügelt worden und seinerzeit tat es weit mehr weh. Ich sehe nicht mal richtig zugerichtet aus, und so schaffe ich es, mir die anderen Suffköpfe vom Hals zu schaffen und keinen Notarzt rufen zu müssen. Ich schließe die Bar früher und verbringe die nächsten paar Stunden mit einem Eiskühler auf meine Rippen gepresst im Suff. Tim und eine Reihe übrig gebliebener Stammgäste erzählen ihre Schlägergeschichten und wir philosophieren über die Höhe- und Tiefpunkte des Verprügelns bzw. Verprügeltwerdens. Die Trainingsanzugstypen verbuchen wir als geistesgestörte Psychos, was soll man dazu auch sagen.

Ein paar Stunden später entdeckte ich dann das Blut in meinem Urin.

Ich ziehe ein wenig an Buds Decke, um festzustellen, wo sie festhängt, und es stellt sich heraus, dass sie irgendwo in der unteren rechten Ecke festklemmt. Ich greife hinein und taste den Boden nach einem Riss im Plastik oder einer sonstigen Verformung ab. Ein flaches Objekt ist am Boden des Käfigs festgeklebt und eine Ecke der Decke hängt an dem Klebestreifen fest. Was ich zunächst für das Reißen der Decke hielt, war der Klebestreifen, der zerriss. Ich entwirre die Decke, doch dabei löst sich der Gegenstand. Es ist ein kleiner Briefumschlag, der Form nach scheint er einen Schlüssel zu beinhalten. Ich schaue mir den Umschlag genauer an. Der Schlüssel fühlt sich komisch an, ein wenig klobig irgendwie. Es ist nicht meiner. Hiermit habe ich nichts zu tun. Das ist wahrscheinlich ein Zweitschlüssel für Russ' Wohnung oder seinen Banksafe oder sonst was. Jedenfalls geht es mich nichts an, und ich fühle mich plötzlich wie ein Schnüffler. Also streiche ich den Klebestreifen wieder glatt und stecke den Schlüssel mitsamt Umschlag wieder exakt dahin, wo er vorher war. Die Decke bringe ich ebenfalls wieder in die alte Position. Ist die Decke sauber, wird Russ bemerken, dass ich den Umschlag gefunden habe, und das könnte ihn verärgern. Dann muss ich an einen Drink denken, und das erinnert mich an meine Wäsche. Ich greife mir den Sack, verabschiede mich von Bud und gehe. Ich zähle nie zwei und zwei zusammen, warum sollte ich auch?

Ich zog vor knapp zehn Jahren ins East Village, als ich nach New York kam. Unter mir gab es einen kleinen Lebensmittelladen, in dem man an der Kasse Crack, Hasch und Koks bekam. Jetzt ist da ein Schönheitssalon drin, auf der

anderen Straßenseite gegenüber gibt es ein Sushi-Restaurant. Es treiben sich immer noch jede Menge Junkies und eine Handvoll Nutten herum, viele Ladenfassaden sind ausgebrannt, aber das alte Wildwest-Feeling ist passé. Eigentumswohnungen, Boutiquen und Bistros schießen wie Pilze aus dem Boden. Morde, Raubüberfälle und Vergewaltigungen gehören der Vergangenheit an, weshalb ich allen, die über die neue Elite meckern, entgegen, sie sollen ihr verdammtes Maul halten. Ich esse gern Sushi und die Japanerinnen im Beautysalon nehmen meine UPS-Päckchen anstandslos entgegen, wenn ich nicht zu Hause bin. Außerdem ist die Gegend immer noch lebendig genug.

Ich trete mit meinem Dröhnschädel aus dem Haus, stehe für einen Augenblick auf dem Bürgersteig und genieße die untergehende Sonne. Jason liegt am Boden ausgebreitet zu meinen Füßen. Jason ist ein Penner, der sich bereits lange vor meiner Ankunft in diesem Viertel herumtrieb. Er ist Puertoricaner und ein richtig altmodischer Suffkopp. Diese Straße gehört ihm mehr als mir, insofern versuche ich, mit ihm auszukommen. Außerdem hält er mir meine eigenen Trinkgewohnheiten vor Augen, und gerade jetzt kommt es mir ganz gelegen, Jason bewusstlos auf dem Bürgersteig vorzufinden, einen Rest T-Bird noch in der Hand. Ich steige über ihn hinweg und mache mich auf den Weg zum Waschsalon.

Ich fürchte, dass ich mich ein wenig übernehme. Der Arzt, der mir meine Niere entfernt hat, sagte, ich solle es langsam angehen lassen. Den Müll und die Wäsche die Treppen rauf und runter zu schleppen ist wahrscheinlich nicht das, an was er dabei dachte. Mit *langsam angehen lassen* hatte er wahrscheinlich eher Nichtstun im Sofabereich gemeint. Aber ich brauche eine Beschäftigung, also trenne ich in diesem koreanischen Waschsalon die helle von der dunklen

Wäsche, gebe etwas Waschmittel, Bleiche und Weichspüler dazu, und schmeiß ein paar Quarters in die Maschine. Der Laden ist ziemlich leer, und so mache ich es mir auf zwei Sitzen bequem, greife nach der *Daily News*, die jemand liegen gelassen hat, und studiere die Baseball-Ergebnisse.

So sieht es derzeit aus:

Die Giants haben heute ihr letztes Spiel gegen die Rockies, bevor es dreimal auswärts gegen die Dodgers geht.

Die Mets werden die Marlins schlagen und haben dann dreimal Heimrecht gegen die Braves.

Ich werde nicht weinen, wenn die Giants verlieren, mir fehlt dazu einfach die Kraft.

Ich werfe meine Wäsche in den Trockner und überfliege den Rest der Zeitung.

Der Trockner macht einen Rums und ich ziehe meine Klamotten heraus. Sie sind noch kochend heiß und ich bin versucht, hier und jetzt meine Jeans zu wechseln, um mir dieses heiße Gefühl an einem kalten Tag zu verschaffen. Schließlich ziehe ich mir aber doch bloß ein warmes Sweatshirt über. Ich falte alles zusammen und packe es in meinen Sack. Seit gut einer Stunde habe ich kaum mehr als ein- oder zweimal an ein Bier gedacht. Nach erfüllter Mission werfe ich den Wäschesack über meine Schulter und gehe heim.

Vor meiner Eingangstür hieve ich den Sack von der rechten Schulter auf die linke, um nach den Schlüsseln zu kramen. Das ist ein Fehler. Mir fehlt die linke Niere, stattdessen habe ich bloß ein großes Loch, das von einigen Fäden zusammengehalten wird. Während ich meinen linken Arm hochstrecke, um den Sack auf der Schulter zu halten, dehnt sich die Naht, oder besser gesagt: Die Wunde dehnt sich und die Naht bleibt da, wo sie war. Ich schnappe nach Luft, quietsche ein wenig vor Schmerz und lasse den Sack fallen. Dann drehe ich mich um und vollführe einen kleinen Schmerz-

tanz. Schließlich rei ich mich am Riemen und pack mir den Sack wieder auf meine rechte Schulter.

Während ich das tue, fällt mir im Fenster der Pizzeria nebenan etwas auf. Dort gibt es eine Theke, die an der Fensterfront entlang verläuft. Hier sitzen die Leute und essen ihre Pizza. Von draußen kann man ihre Gesichter nicht sehen und sie können auch nicht rausblicken, es sei denn, sie beugen sich runter, denn die Fensterfront ist bis kurz oberhalb der Theke mit italienischen Filmplakaten zugespflastert. Der Ladenbesitzer ist ein unglaublicher Filmfreak; ich weiß das, weil ich hier immer meine Pizza esse und wir uns über Filme unterhalten. Er ist ein feiner Kerl, aber ich rate ihm immer wieder, diese verdammten Plakate abzhngen, damit die Leute rein- und rausschauen können. So ein schönes Fenster. Aber heute liebe ich diese Poster. Ich liebe sie, weil ich etwas im Fenster erblickt habe: vier wunderschöne kleine Hände, bis zu den Handgelenken in Nike-Trainingsanzgen, zwei in Schwarz, zwei in Weiß. Ich bin mir sicher, dass die Pizza in diesen Händen in den Mulern von zwei riesigen russischen Schlgertypen mit einer Vorliebe für leichtes Bier und rosa Cocktails landen wird.

Ich lasse meine Schlüssel fallen. Ich lasse sie so fallen, dass jeder, der an der Theke der Pizzeria sitzt, mich wird sehen können, wenn ich mich bcke, um sie aufzuheben. So ein verdammter Scheiß. Ich positioniere den Wäschesack vor meinem Gesicht, bcke mich vorsichtig und hebe die Schlüssel auf. Ich habe den Sack nicht bewegt, seit ich die Hände im Fenster erblickt habe. Ich habe keine Ahnung, was die Hände gerade machen, noch bin ich mir wirklich sicher, ob es überhaupt die Hände sind, die ich meine. Ich weiß bloß, dass ich panische Angst habe. Ich beeile mich aufzuschließen. Und wieder fallen die Schlüssel zu Boden. Verfickt noch mal. Wieder bcke ich mich, doch diesmal drehe ich den Sack ein wenig zur Seite, um einen kurzen

Blick ins Fenster werfen zu können. Ich will wissen, wer da an der Theke sitzt, und die Sache hinter mich bringen. Sie sind es. Zum Glück sehen sie mich nicht. Ich stehe auf, drehe die Schlüssel im Schloss und bin im Nu drin.

Es passieren schon verrückte Sachen in New York. Ich bin hier schon Leuten auf der Straße begegnet, die ich noch von der Grundschule her kannte. Es ist durchaus möglich, dass diese Jungs hier um die Ecke wohnen und zufälligerweise Muzzarel's Pizza mögen. Trotzdem hab ich einen irren Schiss, denn das ist schon verdammt merkwürdig. Ich laufe die zwei Stockwerke zu meiner Etage hoch und wiederhole dabei folgendes Mantra:

– So eine verfluchte Scheiße! So eine verfluchte Scheiße!
So eine verfluchte Scheiße!

Aus diesem Grund überhöre ich die Geräusche aus dem Korridor vor meinem Apartment. Ich nehme sie erst wahr, als ich nur noch wenige Schritte entfernt bin.

Das Klopfen, das ich jetzt in meinem Korridor höre, könnte der Kammerjäger sein oder ein Freund oder jemand von Federal Express, der mir meine Tasche wiederbringen will, die mir vor drei Jahren am JFK abhanden gekommen ist. Die Anwesenheit der russischen Mafiosi unten lässt mich jedoch zögern. Meine Beine bringen mich ins Visier von wem auch immer da oben und mein Selbsterhaltungstrieb trifft eine Entscheidung. Ich hieve den Sack von der rechten auf die linke Schulter, damit mein Kopf verdeckt ist. Den Schmerz ignorierend betrete ich den Treppenabsatz. Ich bleibe nicht stehen, sondern drehe mich um und erklimme die nächste Stufe ohne in Richtung meiner Tür zu blicken. Das Geklopfe und Gemurmeln sind verstummt, die einzigen Geräusche kommen von meinen Schritten, meinem Keuchen und dem heftigen Schlagen meines Herzens. Während ich die Stufen zum nächsten Stockwerk in Angriff nehme und die ersten eins, zwei, drei, vier, fünf

Treppenstufen hinter mir habe, beginnt der Krach von neuem. Als ich das oberste Stockwerk erreiche, bleibe ich stehen; ich bin jetzt drei Stockwerke von wem auch immer da unten entfernt. Meine Seite zieht höllisch, aber noch viel schlimmer ist, dass zum ersten Mal seit Tagen meine Füße schmerzen.

Das Haus, in dem ich lebe, ist kein Palast. Als ich seinerzeit einzog, war es sogar in einem wirklich erbärmlichen Zustand. Vor ein paar Jahren, als sich selbst in Alphabet City ein Immobilienboom abzeichnete, beschloss mein Vermieter, das Haus ein wenig auf Vordermann zu bringen, damit er neuen Hausbewohnern höhere Mieten abverlangen konnte. Aus diesem Grund heuerte er ein paar Zurückgebliebene an, die für wenig Geld einige Schönheitsarbeiten übernehmen sollten. Letztlich sah es so aus, dass ein Trupp Mongoloider durch das Gebäude schlich und alles kurz und klein schlug, was ihm in den Weg kam. Carlos, der Gebäudeaufseher, lief hinter ihnen her und reparierte wieder alles, was der Trupp vorher zerstört hatte. Ich war damals knapp bei Kasse, und Carlos konnte jemanden gebrauchen, der hier und da mit anpackte; dazu gehörte auch das Teeren und Verlegen des Daches. So kommt es, dass ich im Gegensatz zu den anderen Mitbewohnern Zugang zum Dach habe.

Ich befinde mich im Flur des obersten Stockwerks meines Hauses und kann die Typen vor meiner Wohnungstür deutlich hören. Sie unterbrechen ihr Klopfen und scharren stattdessen nur noch mit den Füßen und flüstern. Dann nehme ich etwas wahr, das wie das Öffnen einer Tür klingt, gefolgt von weiterem Füßescharren, einer Tür, die ins Schloss fällt und dann Totenstille. Und ich vermute, dass diese Arschlöcher in meinem Apartment sind. Ich will die Bullen rufen.

In einer solchen Situation gibt es keinen Grund, nicht die Bullen zu rufen. Leute brechen in deine Wohnung ein; Leute, die mit anderen Leuten in Verbindung zu stehen scheinen, die dich vor ein paar Nächten zusammengeschlagen haben – da gibt es doch wohl keinen guten Grund, nicht die Polizei zu rufen.

Außer vielleicht der großen Tüte voll Gras, die auf dem Esstisch thront mitsamt allen Zutaten, um sie sich reinzuziehen.

An der Tür zum Dach ist ein Zahlenschloss angebracht. Ich kenne die Kombination. Ich steige die paar Stufen zur Dachluke hoch, öffne das Schloss, trete hinaus und stelle endlich den verdammten Wäschesack ab, der mich allmählich umbringt. Ich muss die Tür einen Spalt weit offen lassen, denn wenn sie zufällt und ich sie wieder öffne, wird automatisch der Feueralarm für das gesamte Gebäude ausgelöst. Mir ist das einmal passiert, als ich mit Carlos hier oben am Arbeiten war. Er gebrauchte daraufhin jedes Schimpfwort, das ihm auf Englisch, Spanisch oder Philippinisch einfiel. Später gab ich ihm dann ein oder drei Bier aus, und er vergab mir, aber es war eine saublöde Geschichte. Feuerwehrgagen, Anwohner auf der Straße, ein richtiges Verkehrschaos; und das alles bloß, weil ich mal rein musste, um Pipi zu machen.

Deshalb lasse ich die Tür jetzt ein wenig geöffnet.

Ich habe keinen Plan. Ich könnte immer noch die Bullen rufen, aber das Gras spricht eher dafür, eine gewisse Abwartetaktik zu verfolgen, zumindest für den Augenblick. Vor allem, weil ich keine Ahnung habe, was die Typen eigentlich machen. Ich besitze nichts Wertvolles. Ich habe ein wenig Bargeld und die üblichen Einrichtungsgegenstände, aber ansonsten ist das Gras augenblicklich mein wertvollstes Eigentum. Und so stehe ich auf dem Dach und habe keinen Plan.

Ich laufe zur Vorderfront des Gebäudes und gehe runter auf alle vier. Ich krieche zum Rand und versuche hinunter zu schauen. Weise Entscheidung! Schwarz und Weiß haben die Straße überquert, stehen vor dem Tattooshop und veranstalten das *Wir-sind-so-verdammt-unauffällig-Spielchen*. Einer spricht in ein Handy, während der andere mit einem Strohalm aus einer Flasche Yoohoo trinkt. Beide vermeiden es tunlichst, zu meinem Haus rüberzuschauen. Ich habe neues Terrain betreten. Diese Typen suchen nach mir. Ich bin mir sicher, dass sie meine Wohnung umstellt haben und nach mir Ausschau halten, um die Typen in meiner Wohnung rechtzeitig warnen zu können. Sowas ist mir noch nie passiert, und ich bin etwas ratlos, was meine nächsten Schritte anbetrifft. Und in diesem Moment wird mir bewusst, dass es wirklich an der Zeit ist, die Bullen zu rufen, möglicherweise befinde ich mich in einer wirklich gefährlichen Situation. Ich krieche zurück, stehe auf und gehe zur Tür, die eine angenehme Herbstbrise zugeschlagen hat.

Einen Moment lang spiele ich mit dem Gedanken, die Tür einfach aufzumachen, den Alarm auszulösen und die Sache zu einem schnellen Abschluss zu bringen. Alle Bösewichter verziehen sich, die Feuerwehr und Bullen tauchen auf, ich erzähle ihnen die Wahrheit und wenn ich Probleme wegen dem Gras kriege, dann hab ich halt Pech gehabt, manchmal muss man eben in den sauren Apfel beißen. Doch stattdessen verwandele ich mich in Spy Boy und klettere die Feuerleiter herunter, um mir die Sache genauer zu betrachten.

Ich bin schon früher in Häuser eingebrochen. Ich war siebzehn und konnte kein Baseball mehr spielen. Mein Bein war so demoliert, dass ich für eine Weile gar nichts mehr spielen konnte. Also hing ich während des Sportunterrichts mit den Losern ab, schaute meinen alten Sportsfreunden beim Spie-

len zu und stellte mir heimlich vor, wie ich die Scheiße aus ihren gesunden Körpern prügelte. Nach einer Woche begann ich, mich mit den Drogies wegzuschleichen und mich hinter dem Geräteschuppen zuzudröhnen. So lernte ich Wade, Rich und Steve kennen.

In Vorstadthäuser einzubrechen ist easy. Nicht abgeschlossene Türen sind nicht ungewöhnlich, geöffnete Fenster sind die Regel. Keiner hatte damals eine Alarmanlage. Rich und Steve suchten sich nur Häuser aus, bei denen sie sicher waren, dass niemand zu Hause war. Das machte Spaß. Du springst über einen Zaun und gehst einfach durch die Hintertür rein. Dann suchst du das Haus rasch nach Bargeld, Schmuck oder Drogen ab und nimmst so viel mit, wie in deine Taschen passt. Wade dagegen nahm sich mit Vorliebe Häuser vor, deren Bewohner anwesend waren. Mir gefiel das auch.

Zunächst wählst du ein Haus aus. Du suchst nach einem, in dem die Lichter aus sind oder höchstens in einem Zimmer Licht brennt. Ein Haus, in dem alle Anwohner bereits schlafen, ist eine Herausforderung; aber ein Haus, in dem noch jemand wach ist, ist das Schärfste. Du überprüfst die Garagentür und schlüpfst da rein. Bist du einmal in der Garage, kriegst du ein Gespür dafür, was im Haus vor sich geht. Außerdem ist die Verbindungstür zwischen Haus und Garage nie abgeschlossen. Du schleichst dich ins Haus und lauschst dem Fernseher. Donnerstagabend glotzte in den 80ern jeder die *Cosby Show*, *Family Ties*, *Cheers*, *Night Court* und *Hill Street Blues*. Drei Stunden lang konnte man so zwischen den Werbeunterbrechungen ungestört herumstöbern. Man konnte problemlos durch die offene Wohnzimmertür spähen und Mama, Papa und die Kinder vor dem blau schimmernden Fernseher versammelt sehen. Selbst wenn man hustete, achtete keiner darauf. Manchmal war es fast zu leicht.



Charlie Huston

Die Hank-Thompson-Trilogie

Thriller

Taschenbuch, Broschur, 1024 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-43700-5

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Einstecken will gelernt sein! Eigentlich soll sich Hank von einer Nierenoperation erholen, doch plötzlich tauchen von überall her merkwürdige Typen auf, die es auf ihn abgesehen haben und die auch über Leichen gehen. Was folgt, ist eine unglaubliche Odyssee durch den New Yorker Großstadtdschungel bis nach Mexiko und über Kalifornien zurück nach Manhattan, an die sich der Leser noch lange Zeit erinnern wird. Die perfekte Kulttrilogie für Fans von »The Big Lebowski und Pulp Fiction«.

»Ich liebe Charlie Hustons Werke aus mehreren Gründen. Zum einen ist er ein brillanter Geschichtenerzähler und schreibt die besten Dialoge seit George V. Higgins, doch was mir am besten an ihm gefällt, sind sein morbider Sinn für Humor und die scheinbare Mühelosigkeit, mit der er finstere und gleichzeitig komische Schurken erfindet, die Beavis und Butthead wie Sonntagsschüler aussehen lassen.« Stephen King

»Ein Plot, auf den Hitchcock neidisch gewesen wäre!« Entertainment Weekly

»Charlie Huston mixt extreme Gewalt, rasante Action und eine Portion Melancholie zu mitreißenden Geschichten.« Frank Goosen

»Charlie Huston ist einer der herausragendsten Autoren der Kriminalliteratur des 21. Jahrhunderts.« Washington Post

»Ein absolut verrücktes Genie!« Duane Swierczynski

»Huston ist einer der großartigsten und frischesten Autoren unserer Zeit.« Publishers Weekly

»Charlie Huston liest sich wie Chandler auf Speed.« Playboy

»Hustons Dialoge sind atemberaubend und seine Charaktere unvergesslich. Dem kann sich keiner entziehen.« The New York Times Book Review

»Cool, blutig, hart muss ein Krimi sein, nicht wahr? Wenn Sie das auch so sehen, ist der Amerikaner Charlie Huston definitiv der richtige Autor für Sie.« Stern

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

»Seine Hank Thompson-Trilogie gehört zum Aufregendsten, was je in der Genreliteratur aufschwimmerte.« Max

»Der Prügelknabe liest sich wie Der Malteser Falke aufSpeed.« Wallace Stroy

»Als hätte Sam Peckinpah bei den Blues Brothers Regie geführt.« Booklist

»Huston schreibt wunderbar trocken und hat mit Hank einen unglaublich coolen Helden geschaffen.« Washington Post



[Der Titel im Katalog](#)